

Wirtschaftsboom und Bauernselbstmorde

Indiens Bauern sind auf die Globalisierung schlecht vorbereitet

Bernard Imhasly

Der Wirtschaftsboom in Indien leuchtet – und wirft lange Schatten. Die Landwirtschaft des Landes ist schlecht vorbereitet auf die Öffnung der Märkte. Das Resultat: Über 100.000 Bauern haben sich in den zehn Jahren bis 2003 das Leben genommen, und seitdem ist die Zahl noch rascher gestiegen. In der zentralindischen Region Vidarbha starben seit Juni 2005 über 700 Baumwollbauern.

Indien hat in den letzten drei Jahren ein Wachstum von über acht Prozent erwirtschaftet. Bereits sprechen Investoren und Börsianer von einem Markt mit einer Milliarde Konsumenten, der nächsten Destination für internationales Kapital und Güter. Wie bei den Industriestaaten wird das indische Wachstum von den modernen Sektoren Industrie und Dienstleistungen vorangetrieben, während die Landwirtschaft stagniert. Doch im Gegensatz zu westlichen Volkswirtschaften ist Indien ein Agrarland. Die Landwirtschaft trägt zwar nur noch 21 Prozent zum Bruttosozialprodukt bei, doch sie beschäftigt über sechzig Prozent der Bevölkerung. Und ausgerechnet dieser gewaltige demografische Sockel von 650 Millionen Menschen befindet sich in seiner großen Mehrheit weiterhin im Klammergriff der Landwirtschaft – und damit der Armut. Die Sozialindikatoren der ländlichen Bevölkerung – hohe Sterblichkeit bei Kindern und Müttern, ungenügende Kalorienaufnahme, geringe Zahl der Schulabschlüsse – gehören zu den schlechtesten der Welt.

Die Reformen der 1990er Jahre haben diese Polarisierung verschärft. Die globale Öffnung des Landes bot der Industrie Chancen zur Expansion. Doch in der Landwirtschaft trifft die Liberalisierung der Märkte auf einen Sektor,

der auf die Globalisierung kaum vorbereitet ist. Ein Beispiel ist die Region von Vidarbha im Osten des Bundesstaats Maharashtra. Sie gehörte einmal zu den besten Baumwollanbaugebieten der Welt, doch eine langjährige Vernachlässigung, die durch Subventionen und Abnahmegarantien übertüncht wurde, macht sie heute unfähig, dem Weltmarkt die Stirn zu bieten. Allein diese Region hat in den letzten fünf Jahren über 1.500 Selbstmorde von Baumwollbauern erlebt, und ihre Zahl schwillt rasch an. Im letzten Erntejahr haben über 700 meist junge Baumwollbauern Selbstmord begannen. Die meisten schluckten Endosulfan-Pulver, ein Insektizid, das in jedem Bauernhaushalt herumsteht.

Der unmittelbare Anlass ist fast immer chronische Verschuldung. Im Zuge der Liberalisierung hat die indische Regierung die Preise für Saatgut, Düngemittel und Pestizide freigegeben. Doch während solche WTO-Vorgaben die Kosten erhöhen, sorgen andere Liberalisierungsschritte für geringere Einnahmen. Die Einfuhrzölle sinken, billige Baumwolle aus China, Pakistan und den USA drückt den Abnahmepreis unter die eigenen Produktionskosten. Die Bauern versuchen, die sich öffnende Schere zwischen Kosten und Preisen zu überbrücken, indem sie immer mehr Chemie einsetzen. Doch in Ermangelung technischer Beratung und getrie-

ben von Angst wird falsch und zu oft gespritzt; dies steigert die Resistenz von Schädlingen, laugt die Böden aus und reduziert die Erträge. Am Ende können dann oft die Schuldverpflichtungen nicht mehr getilgt werden.

Die Einführung von genverändertem Saatgut („Bt-Cotton“) hat keine Lösung gebracht. Wie zuvor die Chemie wurde es als Allheilmittel angesehen und fand trotz dem vierfachen Preis des Saatguts raschen Absatz. Die Firmen, allen voran das Joint Venture *Mahyco-Monsanto*, priesen „Bt-Cotton“ als Wunderwaffe. Die Pflanze brauche weniger Düngemittel und geringe Insektenbekämpfung, da sie gegen den schlimmsten Baumwoll-Schädling, den Kapselwurm, resistent sei. Doch GMO-Baumwolle ist den klimatischen und physischen Bedingungen der Region (noch) nicht angepasst. Sie bedarf zudem einer genauen Abfolge beim Einsatz von Wasser, Insektiziden und Düngemitteln. Diese technischen Hilfeleistungen blieben angesichts der explodierenden Nachfrage nach „Bt-Cotton“ meistens aus. Im ersten Jahr kam es in Vidarbha zu einer Rekordernte. Bereits ein Jahr später ging der Ertrag zurück, und im dritten Jahr (2005), als ungleichmäßige Monsunregen mit wenig Sonnenbestrahlung den Mitteleinsatz komplizierten, kam es zu einer Missernte. Für viele Bauern, die alles auf eine Karte gesetzt und sich schwer

verschuldet hatten, war die Schere inzwischen soweit geöffnet, dass der Lebensfaden riss.

Nanda Bhedare aus dem Dorf Bharumdi im Bezirk Yavatmal wusste noch genau, wann bei ihrem Mann der Faden gerissen war. Am 19. Januar 2006, als sie im Nachbardorf ihren von einer Krankheit hingerafften jüngeren Bruder bestattete, trat ein Bekannter zu ihr und flüsterte ihr zu, sie müsse sofort nach Bharumdi zurückkommen, ihr Mann habe Gift geschluckt. Sie fand ihn im Krankenhaus des Bezirkshauptorts, noch rechtzeitig, um ihn sterben zu sehen. Zwei schlechte Ernten hintereinander hatten Dhyaneshwar Bhedare gezwungen, Saatgut und Pestizide auf Kredit zu kaufen. Dann kam der Monsun von 2005, der so stark war, dass oft bis in den Nachmittag hinein Nebel über den Feldern lag. Die Blätter erhielten die gefürchtete rötliche Färbung, und die Baumwollkapseln öffneten sich zu spät. Die Ernte blieb aus. Dann wurde sein Vater schwerkrank, und die Spitalkosten machten erneut den Gang zum Geldverleiher nötig. Der Schuldenberg erhöhte sich auf 20.000 Rupien. Es sind weniger als 500 Euro, aber für eine Familie ohne Sozialschutz und ohne Ersparnis genügt dies, um die Lebenswaage zu kippen. Dhyaneshwar Bhedare sah keine Hoffnung mehr ausser jener, dass sein Tod die Familie vielleicht von ihren Schulden befreien würde – die Regierung hatte betroffenen Familien eine finanzielle Kompensation in Aussicht gestellt.

Frau Bhedare war auch nach vier Monaten noch kaum fähig, darüber zu sprechen. Sie sass unter dem Türrahmen ihrer Hütte in Bharumdi und konnte nur einsilbig antworten: Nein, bisher sei noch keine einzige Rupie von der Regierung eingetroffen; sie überlebe, indem sie sich als Tagelöhnerin für zwanzig Rupien am Tag verdinge; doch die Schuldzinsen allein betrügen 15 Rupien im Tag; die beiden Kinder gingen zur Schule, aber vielleicht müssten auch sie bald irgendeine Arbeit suchen; vielleicht müsse sie ihr

Land verkaufen, aber wer wolle schon Land ohne Wasser. An der Lehmwand in ihrer Hütte hing ein Porträtfoto ihres Gatten, der rote Punkt auf der Stirn von der allmorgendlichen Puja-Zeremonie war frisch auf das Glas gedrückt, ein dicker Klumpen über dem schmalen ernsten Gesicht des 32-jährigen Mannes.

Mit 3.5 Hektar Land gehörte Dhyaneshwar nicht zu den Ärmsten. Dennoch lebte er in einer Lehmhütte und konnte sich nicht einmal eine Kleidertruhe leisten – die Kleider der Familie waren über eine Leine gehängt. Im Unterschied zu den Millionen von Bauern, die sich mit einem winzigen Stück Land über Wasser halten, sind die Baumwollbauern von Vidarbha trotz grösserem Landbesitz weit verzetzlicher. Sie hängen sowohl für ihre Inputs wie für den Absatz auf Gedeih und Verderb vom Markt – und zunehmend vom Weltmarkt – ab. Vidarbha ist eine Trockenzone, in der neben Baumwolle nur Soja wächst, es sei denn, für künstliche Bewässerung ist gesorgt. Doch der Staat hat die Kanäle aus der Zeit vor der Unabhängigkeit, als Vidarbha noch Baumwolle von Weltqualität herstellte, verlanden lassen. Heute werden nur 3 Prozent der Baumwollflächen mit Kanalwasser bedient. Sechzig Jahre nach der Unabhängigkeit sind immer noch sechzig Prozent des Agrarbodens in Indien auf den Regen angewiesen.

Der Ökonom Vijay Jawandhiya sieht die Hauptursache der Selbstmordwelle in der jahrzehntelangen Vernachlässigung der Landwirtschaft durch den Staat. „Dessen Politik war von Anfang darauf ausgerichtet, die städtische Bevölkerung und die Industriearbeiter zu schützen. Nehmen Sie die eklatante Vernachlässigung unserer Infrastruktur – 196.000 Dörfer ohne Elektrizität, 300.000 Dörfer ohne asphaltierte Strasse. Doch damit können wir leben und überleben. Viel schlimmer ist, dass der Staat in den Städten systematisch Kaufkraft geschaffen hat, auf dem Rücken der Bauern. Seit der Unabhängigkeit hält er die

Preise für Lebensmittel künstlich tief, schafft damit Nahrungssicherheit für die städtische Mittelklasse, und entzieht den Bauern die Kaufkraft. Vor dreissig Jahren konnte ich mit einem Kilo Weizen einen Liter Dieseltreibstoff kaufen. Heute liegt der Preis für ein Kilo Weizen immer noch bei sieben Rupien, und der Dieselpreis liegt bei 38.“

Dasselbe Denken bestimmt nach Jawandhiya auch die Handelspolitik des Landes. Im Interesse der Industrie öffne das Land seine Zollgrenzen, obwohl die Landwirtschaft dafür nicht vorbereitet sei. „Die Industriestaaten haben erst dann mit Freihandel begonnen, als sie sich dafür gestärkt fühlten und Zollschränken mehr Nach- als Vorteile boten. Unsere Industrie ist heute vielleicht auch soweit. Aber unsere Landwirtschaft? Die Selbstmordwelle gibt Ihnen die Antwort. Was hindert die Regierung daran, die Importzölle für Baumwolle hoch zu halten? Sie tut es doch auch für Automobile – dort liegen sie für Luxusautos bei 180 Prozent. Doch bei der Baumwolle, wo wir weder Bewässerungsanlagen noch ein funktionierendes Kreditsystem noch einen Versicherungsschutz haben, dort liegt der Zoll bei 15 Prozent! Schauen Sie die westlichen Staaten an: Fünfzig Prozent ihres Budgets fliessen in den Schutz der Landwirtschaft, die nicht einmal fünf Prozent der Bevölkerung stellt. Und hier in Indien? Nur zehn Prozent der Subventionen und der Schutzzölle kommen der Landwirtschaft zugute – und sie beschäftigt sechzig Prozent der Bevölkerung!“ Während die USA seinen 25.000 Baumwollfarmern Zuschüsse von 3 Milliarden US-Dollar gebe, erhielten die 16 Millionen indischen Baumwollbauern gerade mal 10 Millionen Dollars.

Fatal wird diese Marktverzerrung erst mit der fehlenden Infrastruktur, bei der Bewässerung, aber auch im Kreditsystem. Erst dieses hat die Öffnung der Märkte in ein Damoklesschwert verwandelt. Die meisten Bank-Kooperativen sind bankrott, da

sie von Politikern jahrzehntelang als Pfründe missbraucht worden sind, mit Krediten ohne Sicherheiten und ohne Schuldeintreibung. An ihre Stelle haben sich die staatlichen und privaten Geschäftsbanken gesetzt, die per Gesetz einen Teil ihres Geschäfts im Landwirtschaftssektor tätigen müssen. Doch die Sorgfaltspflichten verteuern Geschäftskredite. Und da die Bauern kaum Garantien leisten können mit Ausnahme ihrer ausgehungerten Böden, sind sie selten kreditwürdig.

In diese Lücke springen die Geldverleiher, die oft auch die Händler von Saatgut und Düngemitteln sind. Sie

schiessen diese Inputs vor, so dass ihr höherer Preis nicht sofort durchschaut wird. Und wenn der Bauer nach einer schlechten Ernte nicht bezahlen kann, nehmen sie Baumwolle als Zahlungsmittel, meist mit einem saftigen Preisabschlag. Damit verteuert sich das Geschäft für den Bauern noch einmal, und wiederum ist er sich dessen nicht recht bewusst, denn in der ganzen Transaktion ist nie Bargeld geflossen. Erst wenn die Muskelmänner vor der Tür der Hütte erscheinen und vor den Augen des ganzen Dorfs das Fahrrad, die letzten Vorräte und oft noch das Essgeschirr pfänden, sieht er, dass er eine Existenz auf Pump geführt hat. „Die Scham und Schande“, sagte

Kishor Tiwari von der Nichtregierungsorganisation „Vidarbha Janandolan Samiti „ist dann meist größer als die Sorge um Frau und Kinder, die er zurücklässt“.

Zum Autor

Bernhard Imasly ist langjähriger Indien-Korrespondent verschiedener deutschsprachiger Medien, u.a. der tageszeitung (taz) sowie der Neuen Zürcher Zeitung (NZZ).

Indische Konzerne auf globaler Einkaufstour

Sven Hansen

Auch in Deutschland kaufen Inder verstärkt Firmen auf. Sie zielen dabei auf den europäischen Markt im Rahmen einer globalen Strategie.

Spätestens mit dem Griff des indischen Stahlbaron Lakshmi Mittal nach dem luxemburgischen Stahlkonzern *Arvelor* ist deutlich geworden, dass indische Konzerne weltweit auf Einkaufstour sind. Vorbei die Zeiten, in denen sich westliche und ostasiatische Konzerne nur in Indien einkauften, ohne umgekehrt mit indischen Aufkäufen in ihren Ländern rechnen zu müssen. Zwar wirbt Indiens Regierung wie bei der Hannover Messe im April weiter um Investitionen in ihrem Land. Doch seit drei, vier Jahren greifen indische Konzerne im Rahmen ihrer eigenen Globalisierungsstrategie selbst nach Firmen in westlichen Industrieländern. So stiegen indischen Direktinvestitionen im Ausland von 4 Milliarden US-Dollar im Finanzjahr 2002 auf 9,57 in 2005. Rückenwind haben die Inder

durch volle Kassen aufgrund des heimischen Wirtschaftswachstums, die Hausse an Bombays Börse, die stabile indische Währung sowie die weltweit niedrigen Zinsen.

Indiens Finanzminister Palaniappan Chidambaram sagt stolz, dass Inder im vergangenen Finanzjahr für 2,5 Milliarden Dollar weltweit Firmen aufgekauft haben. „Ich möchte, dass sie mehr Geld nehmen und noch mehr aufkaufen,“ forderte er laut der Tageszeitung *Business Standard* indischen Unternehmer auf. Laut der *Boston Consulting Group* übernahmen indische Unternehmen im vergangenen Jahr 192 Firmen im Ausland, 2004 waren es erst 60, 2002 nur 28.

In Deutschland sind Schätzungen zufolge im 2005 30 Firmen von In-

dern gekauft worden. 120 indische Unternehmen gibt es nach Schätzung der deutsch-indischen Handelskammer bereits in Deutschland. Schwerpunkte sind die Pharmaindustrie, der Maschinenbau, Automobilzulieferer, die Textilbranche und Softwarefirmen. Allein in der Pharmaindustrie investierten indische Konzerne laut der Zeitschrift *Business India* seit Januar 2005 1,3 Milliarden Dollar außerhalb ihres Landes.

Zu Jahresbeginn wetteiferten die Nummer eins und zwei der indischen Pharmaindustrie um den Augsburger Generikahersteller *Betapharm*. Er ist mit 370 Mitarbeitern Deutschlands viertgrößter Generikahersteller. Mit einem Angebot von 480 Millionen Euro konnte sich Mitte Februar schließlich der kleinere Pharmakonzern *Dr. Reddy's* aus Hyderabad